

Thomas Schlag

## **Bildung in Würde und zur Freiheit hin – theologisch-bildungstheoretische Reflexionen zur Professionalität des Pfarrberufs und zu den zeitgemässen Ausbildungsanforderungen**

### 1. Problemanzeigen

Die Konzeptionsentwicklung für die universitäre und die kirchliche Ausbildung zum Pfarrberuf bedarf in historischer, theologischer und professionstheoretischer Hinsicht der bildungstheoretischen Vergewisserung. Denn lerntheoretische Konkretionen und Ausarbeitungen eines bestimmten Ausbildungsmodells bis hin zum entsprechenden Curriculum lassen sich erst von einer hermeneutischen Perspektive aus überhaupt entwickeln.

Eine solche hermeneutisch-bildungstheoretische Perspektive ist folglich nicht einfach *nice to have* oder dazu da, einem bestimmten praktischen Modell gleichsam im Nachhinein Dignität zu verleihen. Wenn man es mit Schleiermacher sagen will, so macht die akademische Vermittlung praktisch-theologischer Kunstregeln<sup>1</sup> nur dann Sinn, wenn die permanente professionelle Selbstverständigung und Reflexion der Kunst und ihres Grunds mit ihr einhergeht:

«Die Regeln können daher nicht Jeden, auch unter Voraussetzung der theologischen Gesinnung, zum praktischen Theologen machen; sondern nur demjenigen zur Leitung dienen, der es sein will und es seiner innern Beschaffenheit und seiner Vorbereitung nach werden kann.»<sup>2</sup>

Dies impliziert im Zusammenhang dieses Bands und des darin präsentierten Kompetenzstrukturmodells keineswegs eine Fundamentalkritik. Sondern die Absicht ist es, Überlegungen zu einer weiterreichenden theologischen Hermeneutik und Heuristik anzustellen, an der dieses Modell in seiner Grundperspektive und den notwen-

---

1 Schleiermacher, Friedrich: Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen, Berlin 1830, §5.

2 A. a. O., §266.

digen Detailausarbeitungen – sowohl für den universitären wie für den kirchlichen Bereich – für die konkrete Ausbildungspraxis kritisch-konstruktiv zu überprüfen ist.

Hier muss von Anfang an als Zielperspektive im Blick sein, ob man das Pfarramt in erster Linie als einen Beruf innerhalb einer bestimmten Organisation versteht, der dazu dienen soll, deren Funktionsfähigkeit zu gewährleisten, zu stabilisieren und zu ermöglichen, oder ob hier die viel weiter reichende Bedeutung von Kirche in ihrem theologischen Grundsinn und die von dort her zu begründende Kernaufgabe für die kirchlichen Akteure gesehen wird.

Um es hier gleich vorweg zu sagen: Eine bildungstheoretische Perspektive beinhaltet ihrer eigenen Geschichte und ihres Anspruchs nach immer auch die Frage des möglichst weiten Horizonts, d. h. die Frage nach der öffentlichen Bedeutung und Funktion des Pfarramts im grösseren Ganzen der Deutung der gegenwärtigen Welt- und Gesellschaftsverhältnisse.<sup>3</sup>

Geht es also bei der Frage der zukünftigen Aus- und Weiterbildung von Pfarrern/-innen um ein Effektivitäts- oder ein Erkennbarkeitsparadigma, eher um eine *Inhouse*- oder eine *Public*-Perspektive, um eine organisations- oder eine institutionenlogische Ausrichtung? Wie ist der möglichen Gefahr einer Verkirchlichung des akademischen Bereichs und eines zu eng geführten Kompetenzmodells zu wehren und was wäre einer möglichen problematischen Selbstreferenzialität eines solchen Modells sinnvollerweise entgegenzustellen?

Für die weitere Bearbeitung sei betont, dass die soeben genannten Optionen nicht als schroffe Alternativen gesehen oder thematisiert werden sollen. Vielmehr ist es aus guten bildungstheoretischen Gründen notwendig, sich der darin angezeigten Spannungen bewusst zu werden und diese professionell zu bearbeiten. D. h., dass hier das Pfarramt in seiner Ausrichtung grundlegend theologisch und eben nicht nur als eine spezifische Funktion innerhalb der Organisation Kirche zu fassen ist. Zugleich steht mit einer solchen bildungstheoretischen Perspektive unweigerlich die Anforderung an jegliche Gesamtcurriculumskonzeption im Raum, deren einzelne Elemente jederzeit kritisch und theologisch gepflegt zu prüfen.

## 2. Historische Bezugnahmen

Das evangelische Pfarramt lässt sich auch zukünftig nur von der möglichst kundigen Bezugnahme auf seine ureigene reformatorische Grundlegung her verstehen und konzipieren. Auch wenn die Motive für die einmalige Neukonzipierung des Pfarramts historisch gesehen von vielfältiger und komplexer Natur sind, so lässt sich als ein Hauptgrund für die pastoraltheologische Reform an Haupt und Gliedern doch Folgendes benennen: Die Reformatoren nahmen in der Praxis der katholischen Kirche insbesondere ein strukturell bedingtes, massives Missverhältnis zwischen der notwendigen Auslegung der Lehre und der Auslegungskompetenz der Verkündigenden wahr. Der herausragenden Bedeutung, Wichtigkeit und Dringlichkeit der Evangeliumsverkündi-

3 Vgl. Schlag, Thomas/Kunz, Ralph: Universitäre Bildung: Forschung, Lehre und Praxis, in: dies. (Hg.): Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung, Neukirchen-Vluyn 2014, S. 522–530.

gung entsprachen die Kompetenzen des verkündigenden Personals aus ihrer Sicht in keiner Weise – wie überhaupt die universitäre Bildung wieder an ihren eigentlichen Auftrag erinnert werden sollte, so das Plädoyer Melanchthons für akademische Seriosität, Lehr- und Lernfreiheit in seiner berühmt gewordenen Wittenberger Antrittsrede von 1518 «De corrigendis adolescentiae studiis».

Insofern war die Reform eben nicht in erster Linie um der Professionalisierung des Personals oder gar des Aufbaus der Kirche willen initiiert worden, sondern um der Verkündigung und Interpretation der Schrift den bestmöglichen Boden zu bereiten. Die Frage nach der Qualität und Autorität der Schriftauslegung und der ganzen Ausübung des Pfarrberufs stand somit vom reformatorischen Urbeginn an unter der Massgabe der Ausbreitung des Wortes Gottes selbst.

Die Aufgabe des Hirten legitimierte sich prioritär aus seiner Kompetenz als kundiger Ausleger der Schrift: Der reformierterseits verliehene Titel des *Verbi Divini Minister* hat von daher seinen Schwerpunkt nicht im pfarramtlichen «Minister», sondern eindeutig im *verbum divinum*.<sup>4</sup> Diese Grundentscheidung beinhaltete zwei bis heute eng miteinander verbundene Aspekte:

Zum einen traute und mutete man damit den Pfarrern die eigenständig freie Denk- und Auslegungsarbeit zu, was faktisch den Boden für die spätere professionstheoretische Akademisierung und Intellektualisierung dieses Berufs mit sich brachte. Zum anderen bedurfte dieses Verständnis konsequenterweise seinerseits der eminent theologischen Grundierung im Sinn des Vertrauens auf die Selbstwirksamkeit des göttlichen Wortes in dieser Praxis.

In diesem doppelten Sinn zeichnete den Pfarrberuf reformatorisch gesehen von Beginn an die elementaren Prinzipien der freien Geistestätigkeit und der institutionellen Ermöglichung freier Schaffenskraft aus.

Aus dieser, auch gegenüber der Umwelt deutlich herausgehobenen Stellung, ergab sich über die folgenden Jahrhunderte hinweg das Selbstverständnis und auch die äussere Wahrnehmung der Pfarrer/-innen, Tradenten von Bildung und Teil, wenn nicht sogar Avantgarde der Bildungselite zu sein. Für keinen anderen Beruf, abgesehen vom universitären Lehrer, gehörte der zeitlich und materiell – mehr oder weniger – garantierte Freiraum für das individuelle Studium wissenschaftlicher Literatur und damit die permanente eigene Bildung so konstitutiv zur Tätigkeit wie eben zum Pfarrberuf.

Dies zeigt sich besonders eindrücklich an der über Jahrhunderte hinweg gepflegten Praxis detaillierter exegetischer und theologischer Vorbereitungen auf Predigt, Gottesdienst und Lehre. Dies wurde beispielhaft auch darin deutlich, dass das Pfarrhaus bzw. die Pfarrfamilie selbst zur exemplarischen Keimzelle der Weitergabe von Religion und Kultur und damit zur vorbildhaften Repräsentation des gebildeten Bürgertums und zum festen Baustein innerhalb des gesellschaftlichen Gesamtgefüges wurde.<sup>5</sup>

4 Vgl. Busch, Eberhard: Reformiert. Profil einer Konfession, Zürich 2007, S. 186.

5 Vgl. die jüngeren Überblicke zur Geschichte und kulturellen Prägekraft des Pfarrhauses, etwa Eichel, Christine: Das deutsche Pfarrhaus. Hort des Geistes und der Macht, Köln 2012; Fischen, Klaus: Pastors Kinder. Wie Pfarrhäuser die Gesellschaft prägen, Holzgerlingen 2013;

Dieses Bild vom Pfarrer als gebildetem und auch autoritativem Interpreten der Weltverhältnisse unter Mass- und Vorgabe der Evangeliumsverkündigung bestimmt bis in die jüngere Gegenwart das Bild des Pfarramts entscheidend mit, wovon noch die Rede sein wird.

Zu einer stärker funktionalen Ausprägung des Berufs und damit auch zu einer deutlichen Entmythologisierung dieser pastoralen Autoritätserscheinung kam es spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Verbindung von unübersehbaren Säkularisierungs-, bzw. Entkirchlichungstendenzen, verbunden mit der stetig steigenden Anzahl alternativer Wirklichkeitsdeutungen und Weltanschauungen, liess die monopolistische Sonderstellung des Pfarrers erheblich ins Wanken geraten. Daran änderten auch solche Zuschreibungen nichts Grundsätzliches, in denen davon die Rede war, dass der Pfarrer anders sei.<sup>6</sup> Vielmehr handelte es sich dabei vermutlich schon um den letzten Versuch, dieses Amt kategorial von anderen Berufsrollen zu unterscheiden.

Durch die akademisch sich etablierende Ausweitung der Bezugswissenschaften für die Theologie veränderten sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts aber sowohl die pastorale Aus- und Weiterbildung wie das Selbstverständnis der Pfarrer/-innen. Im Unterschied zum autoritären und autoritativen Verständnis des Amts, inklusive des damit öffentlich auch erkennbar spezifischen Habitus, trat nun die zunehmende bewusste Wahrnehmung der kirchengemeindlichen Realität und die konstitutive Berücksichtigung alltäglicher Lebenserfahrungen, existenzieller Fragen und individueller religiöser Praktiken für die je konkrete Amtspraxis. Diese programmatische Öffnung für ein pastorales Geschehen im Modus wechselseitiger Beziehung wirkte sich, trotz unterschiedlicher Ausformungen, auf allen Feldern pastoraler Praxis, seien es nun Seelsorge oder Bildung, Diakonie oder Gottesdienstgestaltung, aus. Auf Seiten der Pfarrer/-innen verband sich dies mit der Einsicht, dass die Legitimation des Pfarrberufs eben nicht mehr in erster Linie von der vorgegebenen Dignität des Amts zu erhoffen war, sondern nur durch eine persönlich-authentische Form der Berufspraxis als Begegnungs- und Beziehungsgeschehen plausibilisiert werden konnte.<sup>7</sup>

Es sind diese verschiedenen Wurzeln, die dazu führen, dass der Pfarrberuf sowohl in der öffentlichen Wahrnehmung wie in der Selbsteinschätzung seiner Akteure gegenwärtig von erheblichen und keineswegs immer nur produktiven Spannungen gekennzeichnet, ja durchaus auch in der Ambivalenz unterschiedlichster Erwartungen positioniert ist.

Hier sind schon auf Seiten der kirchlichen und nichtkirchlichen Öffentlichkeit die Erwartungen von ausgesprochen unterschiedlicher Art und Qualität.<sup>8</sup> Von einem

---

Seidel, Thomas A./Spehr, Christopher (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus. Mythos und Wirklichkeit, Leipzig 2014.

6 Vgl. Josuttis, Manfred: Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie, München 1982.

7 Vgl. Drehse, Volker: Vom Amt zur Person: Wandlungen in der Amtsstruktur der protestantischen Volkskirche, in: IJPT 2 (1998), S. 263–280.

8 Zu den Erwartungen Hermelink, Jan: Pastorales Wirken im Spannungsfeld von Organisation, Person und «geistlicher» Darstellung, in: ders.: Kirche leiten in Person. Beiträge zu einer evangelischen Pastoraltheologie, Leipzig 2014, S. 124–144.

generellen Erwartungsprofil lässt sich kaum sprechen – was dann natürlich auch die Frage einer vermeintlich passgenauen Ausbildung von Beginn an als komplexes Unterfangen erscheinen lässt. Hier zeigen beispielhaft die jüngsten Milieustudien die Vielfalt der Bilder, Wahrnehmungen und Wünsche in Bezug auf den Pfarrberuf und damit auch die erhebliche Abhängigkeit dieser Einschätzungen von der jeweiligen Nähe und Ferne zur Kirche überhaupt.<sup>9</sup>

Einige Trends, wie sie sich in entsprechenden Umfragen insbesondere bei denjenigen Personengruppen abbilden, die sich prinzipiell noch etwas vom Pfarramt und der Kirche erwarten, seien hier gleichwohl benannt:

Erstaunlicherweise ist trotz aller innovativen Beteiligungsformen, die im kirchlichen Raum in den letzten Jahrzehnten entwickelt wurden, die zentrale Rolle des/-r Pfarrers/-in für die Präsenz der Gemeinde nach wie vor praktisch unumstritten. Durch diese/-n erhält die Kirchgemeinde ihr Gesicht und er/sie verantwortet zugleich das Wohl und Wehe der Verhältnisse vor Ort bzw. garantiert in personaler Gestalt die *stabilitas loci* der Kirche als Ganze.

Allerdings wird mit dieser exponierten Rolle der einst autoritative Gestus weder länger gewünscht, noch für notwendig gehalten. Die autoritative Kraft des/-r Pfarrers/-in wird hier auch längst nicht mehr mit dem Wunsch nach einer Orientierung für die je individuelle Lebenslage verbunden, sondern ist offenbar stärker auf die Funktion der Versinnbildlichung bzw. Symbolisierung einer höheren oder ganz anderen Wahrheit bezogen. Der/Die Pfarrer/-in rückt mehr in die Rolle des/-r Begleiters/-in in existenziellen Lebenslagen, der/die punktuell Ratschläge geben kann, von dem/-r man sich auch die Fähigkeit zur theologischen Auslegung erwartet, dem/-r aber nur noch in sehr bestimmter Hinsicht eine entscheidende Prägestalt zugetraut und zugemutet wird.<sup>10</sup> Für die pastorale Haltung erwartet man sich in jedem Fall eine Fähigkeit zum Dialog auf Augenhöhe. Als Akteur, Akteurin der Kommunikation des Evangeliums soll beim Pfarrer, bei der Pfarrerin die programmatische Offenheit auch für andere als nur die je eigene Auslegung des Evangeliums erkennbar werden.

So scheinen hier zum einen zwar noch gewisse Rudimente eines kulturellen Gedächtnisses der besonderen Deutungskraft des/-r Pfarrers/-in vorhanden zu sein. Andererseits greifen selbst kirchenverbundene Personen hinsichtlich ihrer individuellen Lebensorientierungen ganz frei auf das vielfältige Marktangebot aller möglichen Wirklichkeits- und Wahrheitsdeutungen zurück.

Für die pastorale Bildungsaufgabe wie für das damit verbundene Selbstverständnis bedeutet dies konsequenterweise, dass nicht mehr in erster Linie eine besondere Gelehrtheit gefragt oder gar eine explizite biblisch-theologische Inhaltlichkeit erwünscht zu sein scheint, sondern eher eine lebenskundige Dialogfähigkeit, nicht selten gar eine Art spirituelle Inszenierungsfunktion gefragt ist – übrigens immer unter

9 Vgl. Krieg, Matthias/Diethelm, Roland/Schlag, Thomas (Hg.): *Lebenswelten. Modelle kirchlicher Zukunft*, Zürich 2012.

10 Vgl. EKD (Hg.): *Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis*. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, hier v. a. S. 96–105; Stolz, Jörg/Ballif, Edmée: *Die Zukunft der Reformierten. Gesellschaftliche Megatrends – kirchliche Reaktionen*, Zürich 2010.

der Massgabe der Echtheit, Empathie, unbedingten Glaubwürdigkeit und Authentizität des/-r jeweiligen Pfarrers/-in.

Diese Erwartungshaltungen scheinen mit dem Selbstverständnis der Pfarrer/-innen wenigstens im Blick auf manche dieser Aspekte durchaus zu korrespondieren. Aus entsprechenden Selbstaussagen, aber auch Stellungnahmen von Pfarrvereinen kann man ablesen, dass man sich nicht mehr anmasst, Menschen mit ultimativen Deutungen der Lebens- und Weltverhältnisse zu konfrontieren. Im Sinn einer geradezu konzeptionellen Bescheidenheit ist das Paradigma des/-r solidarischen und verständigen Begleiters/-in in individuellen Lebenslagen an die Stelle des vollmächtigen Orientierungsagenten getreten.

Im Blick auf die einstmals exponierte, erst recht die elitäre Bildungsrolle zeigt sich hier deutliche Zurückhaltung und gar die Ablehnung eines solchen Anspruchs, vielleicht auch verbunden mit dem Gefühl, dass man sich der eigenen Prägekraft und Bildungsfunktion gerade in theologischer Hinsicht gar nicht mehr unbedingt sicher ist. Vielleicht zeigt sich hier auch der programmatische Zweifel, sich angesichts der Pluralität der Weltverhältnisse wirklich mit dieser Vielzahl von Perspektiven überhaupt noch in orientierender Weise auseinandersetzen zu können.

Von diesen Erfahrungen und Erwartungen aus ist im Folgenden für die Frage einer bildungstheoretischen Einschätzung zu bedenken, wie viel eigene Bildung angesichts der Komplexität der Weltverhältnisse für die Ausübung des Pfarrberufs möglich ist und welche Art von universitärer und kirchlicher Bildung es dafür eigentlich braucht.

Hier eröffnet der Blick auf die gegenwärtige Kompetenzdebatte eine Reihe von möglichen Orientierungen und Folgerungen für die Ausbildung zum Pfarrberuf.

### 3. Zur Konjunktur der Kompetenzorientierung

Die aktuelle Kompetenzdebatte antwortet aufgrund ihrer Genese aus dem Bereich pädagogischer Reformdebatten auf eine Reihe von Herausforderungen und Problemen für jeglichen Lern- und Lehrprozess, die im Folgenden nur angedeutet werden können: Die übergeordnete Zielsetzung in Bezug auf den Kompetenzbegriff ist – insbesondere in der Folge der PISA-Ergebnisse – ein qualitativvoller Unterricht und die Herausarbeitung von Kriterien der dafür notwendigen und geeigneten Umsetzungsmassnahmen. Unter Massgabe einer generellen *Outcome*-Orientierung wird der Kompetenzerwerb als die Herstellung der plausiblen Verbindung von Wissen und Wissenstransfer verstanden. An die Stelle der Vermittlung von Inhalten tritt das Bewusstsein für die notwendige kognitive, affektive, performative und ethische Erschliessung des Lernstoffs bzw. in weitergehendem Sinn der Welterschliessung überhaupt. Mit dieser Kompetenzorientierung verbindet sich die Standardisierung von Prozessen, um zum einen *Outcome*-Sicherungen zu ermöglichen, zum anderen nicht alles der individuellen Kreativität (und Anarchie) der Lehrer/-innen zu überlassen und schliesslich die konkreten Lehr- und Lernprozesse auch evaluativ überprüfen zu können.

Mit der Kompetenzorientierung ergeben sich konsequenterweise für die Berufsausbildung und damit auch für die hochschuldidaktische Arbeit neue Herausforde-

rungen. Dabei wird für den Lernort Universität zu Recht darauf hingewiesen, dass wissenschaftliche Kompetenz nicht nur Wissensbestände, Forschungsgebiete, Objektbegriffe, Grundkonzepte, Methodika, Fragestellungen oder fachspezifische Herangehensweisen umfasst, sondern auch gemeinsame Werte und Normen, soziale Praktiken und Handlungsbereitschaften: «Deshalb umfasst der Begriff der Handlungskompetenz [...] über die kognitiven Dimensionen hinausgehend auch die motivationalen, sozialen und ethischen Anteile von Kompetenz.»<sup>11</sup> Im Sinn der Professionalisierung gilt es folglich auch, das akademische Studium in dieser Perspektive zu überprüfen und darauf auszurichten. Die engere und systematische Verbindung zwischen Ausbildung und Berufspraxis soll somit nicht nur der Reflexion und Sicherheit der Lehrer/-innen dienen, sondern zugleich auch den Zusammenhang zwischen einmal erworbener und stetiger Bildung im Sinn lebenslangen Lernens verstärken.

Diese pädagogische Neuausrichtung hat nun auch im Bereich religiöser Bildung in den vergangenen Jahren zu einer Reihe von grundlegenden Überlegungen geführt. Diese sind für den Bereich der zukünftigen professionellen Ausbildung von Pfarrern/-innen insofern zu bedenken, als der Zusammenhang von «Religion und Bildung» eben auch für die theologische Ausbildung spezifische Anforderungen und Herausforderungen für die berufliche Kommunikationspraxis mit sich bringt.

Es geht dabei aber weniger um die im engeren Sinn religionspädagogische Frage, ob und inwiefern sich Religion lehren und lernen lässt (oder auch nicht), sondern um die weiterreichende bildungstheoretische Frage, in welchem Sinn die pastorale Grundaufgabe der Kommunikation des Evangeliums auf den unterschiedlichen Praxisfeldern kompetenzorientiert durchbuchstabiert werden kann und was dies in concreto für den akademisch ausgerichteten Kompetenzerwerb bedeutet.

Der religionspädagogisch vielfach durchdachte Begriff der *religious literacy* ist insofern pastoraltheologisch so zu transferieren, dass die Frage der pastoralen Sprach- und Wahrnehmungsfähigkeit in den unterschiedlichen gemeindlichen Kommunikations- und Gestaltungspraktiken zum zentralen Thema wird, was im Folgenden wenigstens ansatzweise angedeutet werden soll.

#### 4. Überlegungen zum bildungstheoretischen Transfer der Kompetenzorientierung in Fragen religiöser Berufspraxis

Von den insbesondere religionspädagogischen Debatten zur Frage der Kompetenzorientierung vermag eine theologisch-akademische Ausbildung der zukünftigen Pfarrer/-innen mindestens in zweierlei Hinsicht zu lernen und zu profitieren.

Zum einen kann eine solche didaktische Orientierung weder Eigengesetzlichkeit noch Selbstzweck für sich beanspruchen, sondern steht bildungstheoretisch unbedingt im Dienst des freien Erwerbs und Gebrauchs individueller Mündigkeit sowie der eigenständigen Fähigkeit zur theologischen Urteilsbildung des pastoralen Nachwuch-

11 Preisser, Rüdiger: Kompetenzorientierte Hochschuldidaktik, in: Bruckmann, Florian/Reis, Oliver/Scheidler, Monika (Hg.): Kompetenzorientierte Lehre in der Theologie. Konkretion – Reflexion – Perspektiven, Münster 2011, S. 25.

ses. Insofern ist innerhalb der Ausbildung von Beginn an für die programmatische Unterscheidung zwischen institutionellen Bildungsvorgaben und der individuellen Auseinandersetzung mit diesen Vorgaben bzw. die Übernahme derselben zu sensibilisieren.

Dennoch ist nicht zu vergessen, dass Kompetenzen im Lernprozess auf der Basis normativ geprägter Kenntnisse und Fähigkeiten entstehen. Denn auf curricularer Grundlage wird festgelegt, was innerhalb einer Domäne zu erwerben ist, da diese einerseits auf festgelegte Wissens- und Forschungsziele abstellt und andererseits auf die Bewältigung komplexer Aufgaben und Problemlagen abzielt, die dann im Berufsalltag auf der Grundlage der erworbenen universitären Befähigungen adäquat bewältigt werden können.<sup>12</sup> Dies heisst im Umkehrschluss aber nichts anderes, als dass die jedem Curriculum mindestens implizit zugrunde liegenden Normativitäten ihrerseits immer wieder der Prüfung ausgesetzt werden müssen. Kein Wunder, dass im Bereich der internationalen Curriculum-Theorie auch für den Lernort Universität längst der kritische Blick auf die verborgenen Absichten und Vorannahmen bzw. eine prinzipiell ideologiekritische Dimension hinsichtlich aller Ausarbeitungen eingefordert wird.<sup>13</sup>

Eine sachgemässe kompetenzorientierte Bildung lebt insofern von Beginn an von der Ermächtigung der auszubildenden Akteure im Blick auf deren kritische Urteilskraft und ihre theologisch versierte Selbstbildung. Insofern muss eine solche pädagogische Zielrichtung sich der Geschichte der akademischen pastoralen Ausbildung mit ihrer programmatischen Offenheit für die freie Auslegung des Evangeliums und der kirchlichen Ordnungsprinzipien von Beginn an bewusst sein und diese kontinuierlich pflegen.

Dazu kommt nun aber auch ein Zweites, das ebenfalls als religionspädagogische Grundeinsicht für die pastorale Ausbildung fruchtbar zu machen ist: Für den Bereich der religiösen Bildung ist vielfach vermerkt worden, dass sich entscheidende Aspekte der Lehr-, Lern- und Kommunikationsprozesse nicht durch eine kompetenzorientierte Annäherung wirklich planen, feststellen oder erheben lassen. Wenn es richtig ist, dass sich die Wirklichkeit religiös tatsächlich immer auch «von sich aus» erschliesst, so ist deutlich, dass dieses Moment des Erschliessungsereignisses das prinzipielle Charakteristikum der Entzogenheit mit sich führt.

Das Unverfügbare religiöser Bildung besteht dann aber nicht nur in der prinzipiellen Grenze, sich dessen Tiefensinn als Bildungsinhalt planbar erschliessen oder verfügbar machen zu können, sondern es besteht eben auch in der prinzipiellen Grenze der Zugänglichkeit des Religiösen auf Seiten des sich bildenden und wirkenden pastoralen Akteurs.

Anders gesagt: Eine theologische Bildungstheorie geht davon aus, dass dem Menschen die Würde und das Personsein immer schon zugesprochen ist und damit seine

12 Vgl. Schaper, Niclas: Ansätze zur Kompetenzmodellierung und -messung im Rahmen einer kompetenzorientierten Hochschuldidaktik, in: Bruckmann, Florian/Reis, Oliver/Scheidler, Monika (Hg.): Kompetenzorientierte Lehre in der Theologie. Konkrektion – Reflexion – Perspektiven, Münster 2011, S. 37–62.

13 Vgl. Margolis, Eric: The hidden curriculum in higher education, New York 2001.



berufliche Tätigkeit nicht von bestimmten Bildungsleistungen abhängig zu machen ist. Dieser Feststellung liegt die anthropologische Einsicht zugrunde, dass «Bilksamkeit» als eine dem Menschen zukommende und zugesprochene Eigenschaft anzusehen ist und nicht von ihm selbst aus erlangt werden muss.<sup>14</sup> Von dort aus ist jede Bildungspraxis, sei sie nun die des Erwerbs oder die der Weitergabe von Wissen, keine Leistung, die womöglich sogar über den Wert und die Würde der Person bestimmen könnte, sondern jegliche Bildungspraxis ist gleichsam Antwort auf die dem Menschen bereits zugesprochenen und ihm eigenen Bildungsfähigkeiten und -potenziale. Von dort aus lebt eine theologische Bildungstheorie im Blick auf die pastorale Praxis von der Zusage des Gerechtfertigtseins «ohn all mein Verdienst und Würdigkeit» (M. Luther).

Zu dieser kreatürlichen Bilksamkeit gehört ein weiteres, ebenfalls kreatürliches Element, das auch für die Konzeption jedes Bildungsprogramms von orientierender Bedeutung ist: Gibt man dieser Bilksamkeitsidee Raum, so muss sich dies auf Seiten der Ausbildenden mit der programmatischen Offenheit für das Überraschende, Sperrige, Unbequeme im Sinn eines kreativen pastoralen Künstlertums verbinden. Eine solche Forderung mag auf den ersten Blick irritierend wirken und natürlich ist zu bedenken, dass immer wieder einzelne Pfarrer/-innen durch gleichsam «ungezügelter Individualität» zu erheblichen Problemen in Gemeinde und Öffentlichkeit führen und Kirchenleitungen über alle Massen hinaus beschäftigen können.

Aber der hier starkgemachte Gedanke einer bildungstheoretisch begründeten freien Individualität und die Forderung, dem freien Berufs-Geist den notwendigen Raum zu geben, will gerade nicht der Spielart eines «autistischen» Egozentrismus das Wort reden. Das Plädoyer für den freien pastoralen Geist ist nicht zu verwechseln mit einer Verteidigung des egomanischen Freigeistes!

Ein weiterer Aspekt der hier betonten Unverfügbarkeitsdimension ist ebenfalls noch zu benennen: Unverfügbar sind eben auch die Wirkungen und Auswirkungen pastoralen Handelns. Nicht nur aus organisationslogischen, sondern auch und vor allem aus eminent theologischen Gründen ist der menschlichen Mitgestaltung an einer sichtbar dynamischen und «erfolgreichen» Kirche eine grundsätzliche Grenze gesetzt. Insofern ist auch der Prozesscharakter der Entwicklung der Organisation und der darin agierenden Personen nicht nur als eine faktische Machbarkeitsgrenze anzusehen, sondern verweist in eben theologischem Sinn auf den grundsätzlichen Charakter von Kirche als unsichtbarer Kirche.

Man sollte sich folglich davor hüten, Ausbildungsmodelle zu entwickeln, die zielorientiert-teleologischen Charakter tragen, den es gleichsam klar vorausschauend nur noch möglichst effektiv abzarbeiten gälte. Wenn überhaupt von einem Fortschrittsgedanken ausgegangen werden soll, so ist dieser vom Akteur weg ganz auf die Seite des Aktionsfelds zu ziehen, anders gesagt: theologisch durch den Gedanken des zwar schon angebrochenen, aber sicherlich nicht durch irdisches Menschenwerk zu verwirklichenden Reiches Gottes erheblich zu relativieren.

14 Vgl. Benner, Dietrich: *Bildung und Religion. Nur einem bildsamem Wesen kann ein Gott sich offenbaren*, Paderborn 2014.

## 5. Folgerungen für ein kompetenzorientiertes Ausbildungscurriculum

Da das Kompetenzstrukturmodell des Konkordats der deutschschweizerischen Kirchen in diesem Buch an anderer Stelle ausführlich präsentiert wird, kann auf eine Darstellung hier verzichtet werden. Hingegen seien von den bisherigen bildungstheoretischen Überlegungen aus einige grundsätzliche Aspekte benannt, die für die weitere Ausarbeitung und Implementierung zu berücksichtigen sind.

Das Curriculum muss für das auszubildende pastorale Personal Ermöglichungs- und Erschliessungscharakter tragen. Dies bedeutet, dass es insbesondere dem professionellen Erkenntnisgewinn und der Selbstreflexion zu dienen hat und die Zielsetzung der Überprüfung des Erreichten erst in zweiter Linie stehen kann.

Wenn überhaupt so etwas wie ein kompetenzorientiertes Portfolio gefragt ist, so muss dieses also mit grösstmöglicher Flexibilität und Freiheit verbunden sein. Ja man müsste konsequenterweise eigentlich sagen, dass die Fähigkeit zur kritischen Auseinandersetzung mit den curricularen Anforderungen selbst eine wesentliche Zielmarke jeglicher Ausbildung zu sein hat. Nur unter dieser Voraussetzung lässt sich dann die im späteren Beruf notwendige programmatische Pluralitätsfähigkeit und Sensibilität für mögliche problematische Begehrlichkeiten – sei es im Sinn bestimmter Erwartungen von Seiten der Gemeinde oder auch von Seiten der Kirchenleitung – von Beginn an kultivieren und einüben.<sup>15</sup>

Damit muss sich die Absage gegenüber jeder kollektivistischen Zumutung von aussen verbinden. Diese entspreche weder der theologischen Tradition des Berufs noch der eigentlichen Qualität reformatorischer Bildung.

Da sich auch in kirchlicher Hinsicht eine plausible *corporate identity* nicht deduktiv, sondern nur und erst induktiv durch die bewusste Erarbeitung einer Haltung der einzelnen Akteure bildet, muss auch das entsprechende Ausbildungsmodell von dieser Einsicht her konzipiert werden. Sollten Pfarrer/-innen hingegen durch ein wie auch immer geartetes Ausbildungsmodell auf eine bestimmte Haltungslinie gebracht werden, würde dies faktisch die Unterhöhlung des akademischen Anspruchs und Profils dieses Berufs bedeuten.

Das heisst, dass sich ein guter professioneller Umgang mit den Unverfügbarkeiten des Berufs eben nicht nur durch die Offenheit für Fehlerfreundlichkeit oder durch einen besseren Umgang mit Grenzerfahrungen zeigt, sondern durch eine programmatische Offenheit für die jetzt eben noch nicht erkennbare, vielleicht nicht einmal im Einzelnen in Sprache zu fassende Kreativität.

Denn gerade im Pfarramt ist mit Situationen und Erfahrungen zu rechnen, die sich eben nicht vorhersagen, oftmals auch gar nicht eindeutig einordnen lassen und schon gar nicht in einem Portfolio dokumentiert werden können. Es braucht deshalb auch den bewussten Raum für das Schweigen und Verschweigen, für Geheimnisvolles

15 Vgl. Hermelink, Jan: Berufung zur Freiheit und berufliche Kompetenz. Überlegungen zum Studium der Theologie, in: ders.: Kirche leiten in Person. Beiträge zu einer evangelischen Pastoraltheologie, Leipzig 2014, S. 220–238, hierzu v. a. S. 237.

und Unerklärbares, für die Freiheit des Nicht-Mitteilens und der professionellen Verschwiegenheit – nicht nur im Sinn des Seelsorgegeheimnisses. Zur bildungstheoretisch grundierten Selbstkompetenz gehört folglich auch der Schutz der eigenen Person gegenüber den Explikationszumutungen der eigenen Organisation.

Wertzuschätzen sind schon in der Ausbildung ebenfalls bestimmte Formen pastoraler Subversivität – nicht im Sinn der unsolidarischen Aushöhlung der Institution –, sondern im Sinn der wirklich ganz eigenständigen Interpretation des persönlichen Berufsbilds.

Eine lebendige Kultur von Kirche lebt auch von produktiven Irritationen jenseits des Erklärbaren. Wird dem hingegen kein angemessener Raum gegeben, muss bekanntermassen nicht nur mit Demotivierungseffekten, sondern auch mit Reaktionen innerer Emigration gerechnet werden: *Quod erat demonstrandum!*

Von dieser theologisch-hermeneutischen Grundperspektive aus sind aber auch die Auszubildenden in Universität und Kirche selbst in ganz prinzipieller Weise herausgefordert: Ein kompetenzorientiertes Modell, das vom Grundideal einer Bildung in Würde und zur Freiheit ausgeht, kann die Auszubildenden zu keiner Phase der Ausbildungsplanung, -durchführung und -auswertung untangiert lassen.

Vielmehr ist zu fragen, welche innere Haltung sie selbst für ihr Engagement und ihre Aktivitäten mitbringen, wie sie sich selbst ganz persönlich und professionell auf diese Aufgabe vorbereiten, wie sie für die eigene universitäre Lehre und Ausbildung die Kompetenzen und Erfahrungen der Auszubildenden als konstitutive Bezugsgrößen miteinbeziehen und wie sie dabei programmatisch mit Erfahrungen der eigenen Grenzen und Unzulänglichkeiten umzugehen in der Lage sind.

## 6. Fazit

Für die Vorbereitung auf den Pfarrberuf, sei diese nun an der Universität oder im kirchlichen Zusammenhang angesiedelt, stellt das Bewusstsein von evangelischer gebildeter Freiheit und einer Bildung in Würde die zentralen Leitperspektiven dar.

Zu fördern ist ein theologisch-akademisches Selbstverständnis der eigenen theologischen Existenz, das den eigenen kreativen Weg der Interpretation und die immer wieder neue Denkarbeit daran als eine wesentliche Grundkomponente pastoraler Professionalität ansieht.

Wenn hier von Freiheit die Rede ist, so meint dies nicht eigene Willkür oder gar anarchische Beliebigkeit, sondern eine bewusste und verantwortliche Haltung hinsichtlich der Entscheidung für die je eigene Berufsausübung auch im Zusammenspiel mit der Institution Kirche in einem weiteren Sinn.

Im Rahmen der Ausbildung können Kompetenzmodelle hier bestenfalls Prüfsteine für die je individuelle Entwicklung – man könnte gar von pastoraler Identitätsentwicklung sprechen – und Professionalität sein. Insofern ist, nebenbei angemerkt, auch der Begriff der Strukturgitter eher problematisch, weil die Ausbildung bestenfalls Geländer und Orientierungswegmarken im manchmal unwegsamem, aber immer spannenden Gelände pastoraler Herausforderungen bereitstellen kann.

Damit muss dann auch die Kirche als Organisation und Institution – eben nicht nur in den «normalen» Zeiten, sondern gerade auch im Krisen- und Konfliktfall – eine Haltung gegenüber der eigenen Mitarbeiterschaft einnehmen, die individuelle Fähigkeiten und Potenziale prinzipiell wertschätzt.

Hier gilt ausserdem, angesichts der unübersehbaren Neuaufbrüche des Ehrenamts und der Freiwilligkeit auch vice versa, dass die zukünftigen Pfarrer/-innen sich die Kompetenz aneignen müssen, ihre eigene Rolle noch stärker integrativ und partizipatorisch zu verstehen.

So gilt es, durch die konkreten Bildungs- und Ausbildungserfahrungen die Grundkompetenz zu erwerben, von den Potenzialen der jeweils anderen Person als Person auszugehen und dieser in aller Grundhaltung der Anerkennung, Aufmerksamkeit und Barmherzigkeit zu begegnen. Dies bedeutet dann auch, dass eben schon die Ausbildung nicht den Eindruck der Allzuständigkeit oder gar pastoraler Allmacht erwecken darf. Ist dies hingegen der Fall, muss eher kurz- als langfristig mit erheblichen Überforderungserfahrungen gerechnet werden.

Noch einmal theologisch gewendet: Pastorale Professionalität muss durch evangelische Promissionalität gekennzeichnet sein, d. h. durch ein besonderes Bewusstsein um den Verheissungscharakter dieses Amts und auch die Zuversicht, dass hier im wahrsten Sinn des Worts nicht alles in der Macht der lernenden und lehrenden Amtsausübenden steht.

Unter diesen Voraussetzungen kann dies sowohl in der Amtspraxis wie in der Ausbildung zu einer seriösen Gelassenheit führen, auf deren Grundlage einerseits nach allen Regeln der Kunst die notwendigen professionellen Standards angeeignet, immer wieder überprüft und gegebenenfalls auch kritisiert und revidiert werden, andererseits aber auch Freiraum für die individuellen Entdeckungen, Innovationen und sehr individuellen persönlichen Amtsprofile und -verständnisse entsteht und bestehen bleibt.